

SHIVA RYU

Geschichten sind das Kleid der Wahrheit



SHIVA RYU

Geschichten
sind das Kleid der
Wahrheit

Aus dem Koreanischen
von Jan Henrik Dirks

SCORPIO

신이 쉼표를 넣은 곳에 마침표를 찍지 말라

Don't put a Period where God put a Comma

by Shiva Ryu

Copyrights © 2019 by The Forest Book Publishing Co.

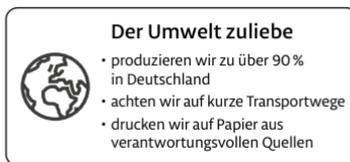
All rights reserved. No part of this book may be used or reproduced in any manner whatever without written permission except in the case of brief quotations embodied in critical articles or reviews.

German Translation Copyright © 2023 by Scorpio Verlag

German edition is published by arrangement with

The Forest Book Publishing Co.

through BC Agency, Seoul



Copyright der deutschen Erstausgabe

© 2023 Scorpio in der Europa Verlage GmbH, München

Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München

Lektorat: Angela Hermann-Heene

Illustrationen: Olaf Hajek

Layout & Satz: Margarita Maiseyeva

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-95803-349-8

Alle Rechte vorbehalten.

Scorpio-Newsletter: Mehr zu unseren Büchern und Autoren

kostenlos per E-Mail!

www.scorpio-verlag.de



VORWORT

Geschichten sind das Kleid der Wahrheit

»Ich wollte mein Leben lang Geschichten sammeln. Schöne Geschichten. Die gesammelten Geschichten wollte ich in einer Tasche mit mir herumtragen, um sie im richtigen Augenblick an Ohren zu verschenken, die es verstehen, aufmerksam zuzuhören. Und ich wollte Augen sehen, die von diesen Geschichten verzaubert sind. Allen Menschen wollte ich den Samen meiner Geschichten ins Ohr streuen.«

.....
MARYAM MADJIDI,

französische Schriftstellerin iranischer Herkunft

Es gibt eine Geschichte, die mir ein indischer Meister erzählt hat, vor langer Zeit, als ich darüber nachdachte, wie ich meine Geschichten schreiben solle.

In einem Dorf lebten einmal zwei Frauen. Die eine war wunderschön und trug prächtige Kleider, so dass ihr überall viel Aufmerksamkeit zuteilwurde. Jeder wollte sich mit ihr unterhalten,

stellte ihr Fragen und hörte zu, wenn sie etwas sagte. Die andere Frau war auch nicht ohne Reiz, aber die Leute nahmen sie überhaupt nicht wahr. Niemand interessierte sich für sie, denn sie war arm. Da stand sie in ihren schäbigen Kleidern und sah einsam und traurig mit an, wie die andere Frau in ihrem schönen Gewand von allen umworben wurde. Dabei gab es doch so Vieles, das die arme Frau gerne mit den anderen Leuten geteilt hätte.

Eines Tages nahm sie ihren Mut zusammen, ging zu der schönen Frau und fragte:

»Sag, darf ich dich wohl um einen Gefallen bitten?«,

»Gewiss doch. Wie kann ich dir helfen?«, erwiderte die schöne Frau freundlich.

Die arme Frau zögerte und meinte dann:

»Alle Leute schenken dir ihre Gunst, nicht nur, weil du wunderschön bist, sondern auch, weil du so prächtige Kleider trägst. Ich aber bin schäbig gekleidet, und so interessiert sich niemand für mich. Ob du mir wohl nur einen Tag lang einmal deine Kleider leihen und mit mir zusammen durch die Straßen gehen könntest? Dann würden all die Leute, die herbeikommen, um dich zu sehen, sich vielleicht auch ein wenig für mich interessieren, und auch ich könnte mit ihnen teilen, was ich habe.«

Die schöne Frau kam der Bitte der armen Frau mit Freude nach, und so liefen sie am nächsten Tag beide in schöne Gewänder gehüllt gemeinsam durch die Straßen. Wie sonst auch blieben die Leute stehen, um der schönen Frau Komplimente zu machen, doch dieses Mal interessierten sie sich auch für die arme Frau, die in ihrem hübschen Kleid an der Seite der reichen Frau ging.

Und wie sie so gemeinsam umherliefen, unterhielt sich die schöne Frau mit der armen Frau, stellte ihr viele Fragen und nahm tiefen Anteil an all den Dingen, die die arme Frau der Welt gerne mitteilen wollte. Und sie stellte fest, wie weise die arme Frau tatsächlich war. Seit diesem Tag waren sie Freundinnen und von nun an immer zusammen. Und so laufen sie bis zum heutigen Tag stets gemeinsam durch die Welt.

Der Name der schäbig gekleideten Frau lautet »Wahrheit«. Und die Frau in den prächtigen Gewändern, die bei allen so beliebt war, heißt »Geschichte«. Eine Geschichte ist der Atem, welcher der Wahrheit Leben einhaucht. Und umgekehrt erfüllt auch die Wahrheit die Geschichte mit Leben. Das ist es, was wir eine »wahre Geschichte« nennen.

Nachdem mir der Meister diese Geschichte erzählt hatte, meinte er:

»Du bist deine Geschichte. Die Wahrheit, die du der Welt erzählen willst, musst du in deine Geschichte hineintun. Wenn du deine Wahrheit geradewegs als Behauptung hinstellst, wird sie niemanden interessieren. Man wird dich für einen egozentrischen Sturkopf halten. Kleide deine Wahrheit in deine ganz eigene Geschichte. Dann gewinnt sie an Überzeugungskraft, und die Menschen werden dir gerne zuhören. Doch dafür musst du zuerst das Leben erfahren. Denn die Geschichten kommen aus der Erfahrung des Lebens.«

Ich wollte kein Schriftsteller werden, der sich Geschichten ausdenkt, sondern einer, der Geschichten sammelt. Geschichten, die

in einfacher Sprache Einsicht in das Wesen des Menschen und in das Leben vermitteln. Es war für mich ein großes Glück, dass der spirituelle Meister, dem ich bei meinem ersten Indienaufenthalt begegnet bin, es so vortrefflich verstand, seine Lehre von der Wahrheit in Form vielfältiger Geschichten zu vermitteln. Suchende aus der ganzen Welt kamen herbei, um seine Geschichten zu hören. Er entwirrte das Knäuel der unzähligen Lebensfragen zu einem einzigen Erzählstrang und spinn daraus Fäden zu neuen Geschichten.

Der Untertitel dieses Buches lautet »Indische Fabeln«, aber wollte man genau sein, hätte es besser heißen müssen »Fabeln, die aus Indien überliefert sind«. Und in den bibliographischen Informationen werde zwar ich als Autor dieses Buches genannt, eigentlich aber bin nicht ich der Urheber all dieser Fabeln und Geschichten. Sondern es sind die Menschen in Indien, die die einzelnen Geschichten zunächst mündlich überliefert und dann schriftlich auf Papier festgehalten oder neu aufgeschrieben haben. Ich bin ein Herausgeber, oder anders gesagt, ein Geschichtensammler. So, wie ich es immer habe sein wollen.

Der Ursprung der Fabel reicht zurück ins Alte Indien, und so kann man Indien mit Recht als Land der Fabeln und Geschichten bezeichnen. Das *Mahabharata* und das *Ramayana*, die beiden umfangreichsten indischen Epen, sind Sammlungen von Geschichten. Ungefähr im fünften vorchristlichen Jahrhundert bat der König, frustriert über die »Nutzlosigkeit« seiner Söhne, einen hochgelehrten Brahmanen, ihnen etwas beizubringen. Um den Prinzen die Prinzipien einer weisen Lebensführung zu vermitteln, griff der Brahmane auf alte Fabeln zurück, die seit etwa 1500 v. Chr. über-

liefert worden waren, und sammelte sie im *Panchatantra*, einer Dichtung in fünf Büchern. Diese uralte Fabelsammlung enthält Geschichten darüber, wie sich das menschliche Wesen verstehen lässt, wie man glaubwürdige und zuverlässige Freunde findet, wie man Schwierigkeiten mit Humor und Weisheit überwindet, wie man Falschheit und Tücke begegnen sollte und wie man ein friedvolles und harmonisches Leben führt.

Eine Geschichte aus dem *Panchatantra* geht so: Ein Mann hatte auf dem Markt ein Zicklein gekauft und trug es nun über der Schulter nach Hause. Als er durch einen Wald kam, lauerten ihm schon drei Schurken aus dem nahegelegenen Dorf auf, um ihm das Zicklein zu stehlen.

Einer der Kerle, der sich hinter einem Baum versteckt hatte, kam nun hervor, trat auf ihn zu und sagte:

»Sei gegrüßt. Weshalb trägst du denn da einen Hund auf deiner Schulter?«

Da sagte der Mann: »Dies ist doch kein Hund, dies ist eine Ziege, siehst du das denn nicht?«

Da sagte der Gauner wie beiläufig:

»Na sowas, da hat er sich doch auf dem Markt tatsächlich einen Hund anstelle einer Ziege aufschwätzen lassen.«

Nun kam ein zweiter Gauner hinter einem Baum hervor und sagte:

»Guten Tag! Oh, da hast du aber ein hübsches Hündchen, das da auf deiner Schulter sitzt.«

Da sagte der Mann wieder: »Aber dies ist doch kein Hund! Dies ist eine Ziege!«

Da sagte der zweite Gauner wie beiläufig: »Der Dummkopf muss wirklich gedacht haben, es sei eine Ziege, als er sich diesen Hund gekauft hat ...«

Am Waldausgang wartete schon der dritte Gauner und sagte: »Wo hast du denn das Hündchen aufgetrieben, das du da mit dir herumträgst?«

Wie er nun immer wieder dasselbe gehört hatte, befahlen den Mann doch große Zweifel. Und schließlich hielt er die Ziege auf seiner Schulter tatsächlich für einen Hund, warf sie auf der Straße von sich und lief davon. So fiel das Zicklein schließlich den Gaunern in die Hände.

Die Fabel zeigt, wie jemand verliert, was er hat, weil er nur auf die Worte anderer hört, anstatt sich auf seine eigene Urteilskraft zu verlassen.

Nicht nur das *Panchatantra*, auch viele andere Fabeln aus Indien sind durch griechische Übersetzer und durch Wandervölker wie die Roma in den Westen gelangt, und man geht davon aus, dass sie die Grundlage für Äsops Fabeln bildeten. Jean de La Fontaine, der für seine Fabeln bekannte französische Dichter des 17. Jahrhunderts, wies selbst darauf hin, wie viel er dem indischen Fabeldichter »Pilpay« (eine fehlerhafte Umschrift von Bidpai) verdanke. So kam auch die Ansicht auf, dass letztlich alle Geschichten der Welt ihren Ursprung in Indien hätten.

Es gibt Dinge, die den Wandel der Zeiten überdauern. Fabeln erhellen, was im Leben wichtig und wertvoll ist und lassen uns das Wesen des Menschen verstehen. Sie bringen uns dazu, das Wunderbare unserer Welt zu erkennen.

Ein Zauberer, der sich auf Reisen befand, entdeckte in einem Bach einen großen Edelstein und nahm ihn mit. Da traf er auf seinem Weg einen anderen Wanderer. Dieser war vollkommen ausgehungert, und so schnürte der Zauberer sein Bündel auf, um seine Mahlzeit mit ihm zu teilen. Als der Blick des Wanderers auf den kostbaren Stein fiel, bat er den Zauberer, ihm diesen doch zu schenken. Und ohne zu zögern, gab der weise Mann ihm nicht nur die Hälfte seines Essens, sondern überreichte ihm auch den Edelstein. Der Wanderer freute sich über sein Glück, steckte den Stein ein und brach auf. Dank dieses Kleinods würde er nun ein sorgloses Leben führen können. Doch nach einigen Tagen suchte der Wanderer den Zauberer auf, gab ihm den Edelstein zurück und sagte:

»Ich weiß sehr wohl, wie wertvoll dieser Stein ist, aber ich glaube, es gibt etwas noch viel Wertvolleres, das Ihr mir geben könntet. Ihr tragt etwas in Euch, das dafür gesorgt hat, dass Ihr mir diese Kostbarkeit so bereitwillig überlassen habt. Das wünsche ich mir von Euch.«

Es gibt noch eine andere Fabel, in der es um einen Edelstein geht. Ein Reisender ging einmal in ein großes Juweliengeschäft. Er bestaunte all die prächtigen Steine, die dort in der Glasvitrine lagen und das Auge des Betrachters blendeten: die schimmernden Opale, die blutroten Rubine, die durchsichtigen, aber umso prächtiger leuchtenden Brillanten. Doch unter all den funkelnden Edelsteinen befand sich einer, der vollkommen matt und glanzlos aussah.

»Der dort ist aber bei Weitem nicht so schön wie die anderen!«, rief der Reisende, verwundert über den ganz gewöhnlich anmutenden Stein inmitten all der glitzernden Kostbarkeiten.

Da sagte der Juwelier mit einem Lächeln: »Warten Sie mal einen Moment.«

Er nahm den Stein aus der Vitrine und umschloss ihn mit der Hand. Kurz darauf öffnete er seine Finger wieder und nun erstrahlte der Stein plötzlich in unbeschreiblichem Glanz. Der Reisende war erstaunt und fasziniert. Der Juwelier erklärte ihm:

»Diesen Opal hier nennen wir den ‚empfindsamen Edelstein‘. Er verändert seine Farbe je nach der Körpertemperatur des Menschen, der ihn berührt. Um diesen Stein so wunderbar zum Gleiben zu bringen, muss man ihn nur behutsam in die Hand nehmen.«

Will man also einen gewöhnlichen Stein zu einem Edelstein machen, muss man wissen, dass man ihn nicht einfach auf dem Boden liegen lassen darf, sondern ihn in die Hand nehmen muss, um zu erkennen, wie wertvoll er ist.

Wir alle sind unsere eigenen besonderen Geschichten. Menschen, die nicht einfach nur Meinungen oder Theorien, sondern edelsteinerne Geschichten in sich tragen, sind uns menschlich näher. Und solange wir diese Geschichten nicht vergessen, sind wir am Leben. Irgendwann einmal habe ich gehört, wie ein spiritueller Meister von einer Biene erzählt hat:

»Einmal entdeckte eine umherfliegende Biene einen Honigtopf. Aufgeregt landete sie auf dem Topf und kostete von dem leckeren Honig. Als sie den Honigtopf wieder verließ, flog sie sogleich zu den anderen Bienen, um ihnen von ihrer Entdeckung zu erzählen. Und wie sie so aufgeregt berichtete, flogen ein paar Tropfen Honig von ihrem Mund zu den anderen Bienen hin. Die anderen Bienen konnten es erst gar nicht glauben. So kamen alle Bie-

nen durch die Begeisterung und Tatkraft einer einzigen in den Genuss des köstlichen Honigs. Ebenso ist es ganz natürlich, dass wir, wenn wir für etwas tiefe Zuneigung oder Liebe empfinden, diese Liebe gerne mit allen Menschen teilen wollen.«

Ich möchte diese Biene werden. Wenn ich wie in einem Honigtopf in meinem Arbeitszimmer oder in einer alten indischen Buchhandlung sitze, mein Gesicht in die alten Bücher stecke und von den herrlichen Geschichten koste, dann möchte ich sie weiter erzählen, voller Freude, so, als versprühte ich kleine Honigtropfen. Denn die Aufgabe des Autors ist die einer emsigen Honigbiene.

Die alten Geschichten, die aus Indien zu uns gekommen sind, besitzen alle die Besonderheit, dass sie der Wahrheit als Kleider dienen. Es sind juwelengleiche Geschichten, in denen magische Geschichtenerzähler, weise Ratgeber und dumme Könige, eingebildete Gelehrte, Heilige und Diebe, Menschen und Tiere abwechselnd in ganz individueller Weise in Erscheinung treten. Die Ereignisse und wahren Begebenheiten in all den Fabeln, Geschichten und Mythen, die ich hier unter der Bezeichnung »indische Fabeln« gesammelt habe, enthalten alle ihre Wahrheiten über die Welt und über das Leben der Menschen. Und so hoffe ich, dass auch Ihnen, wenn Sie Ihre eigene Wahrheit erzählen, diese Geschichten zu wunderbaren metaphorischen Kleidern werden können. Und dass sie auch Ihnen die Tür zu Ihrer eigenen inneren Weisheit öffnen werden. Denn ein guter Geschichtenerzähler ist immer auch ein guter Zuhörer.

SHIVA RYU

Wie man einen Falken zum Fliegen bringt

Einmal bekam der König ein besonderes Geschenk. Es waren zwei wunderschöne Falken, die prächtigsten ihrer Art. Der Herrscher eines benachbarten Reiches hatte sie ihm zum Zeichen seiner Freundschaft geschickt. Der Rücken glänzte grau, mit einem Stich ins Grünliche, und der Körper unterhalb der mächtigen Schwingen war von schwarz-weißem Gefieder umhüllt. Der König, fasziniert vom stolzen Blick und von der majestätischen Haltung der beiden Tiere, verbrachte viel Zeit damit, sie zu betrachten. Nie zuvor hatte er Vögel von solch erhabener Eleganz gesehen.

Schließlich fasste der König den Entschluss, die beiden Vögel in die Obhut des fachkundigsten Falkners des Landes zu geben, den er eigens hierfür ausgewählt hatte, damit dieser sie in einer Weise dressierte, die einem majestätischen Greifvogel gerecht würde.

So wartete der König ein paar Monate lang und fieberte dem Tag entgegen, an dem er, wie er sich erhoffte, die beiden prächtigsten Vögel der Welt zu Gesicht bekäme. Als der König seine Unge-

duld allmählich nicht mehr im Zaume halten konnte, kam der Falkner, um ihm Bericht zu erstatten. Er sagte, dass einer der Falken das Training ganz hervorragend absolviert habe und bemerkenswerte Fortschritte erkennen lasse. Die wunderschönen, großen Schwingen weit ausgebreitet, schwebte er nun stolz und erhaben über Berg und Feld dahin. Und steige bisweilen so hoch auf, dass er auch am wolkenlosen Himmel mit bloßem Auge nicht mehr zu erkennen sei. Weder Sturm noch Wolkenbruch könnten die Richtung und die Beharrlichkeit seines Fluges stören.

Der König war vom Anblick des fliegenden Falken tief beeindruckt. Und auch die Menschenmenge auf dem Hofe des Palastes bedachte den Falken, der dort so unbeschreiblich schön und elegant am blauen Himmel schwebte, mit nicht enden wollendem Beifall.

Der Falkner jedoch war über die begeisterte Reaktion der Leute nicht recht glücklich. Denn da war ja noch der zweite Vogel. Der Falkner berichtete dem König, dass der zweite Falke einfach nicht fliegen wolle. Dieser sitze noch immer regungslos auf dem Ast, auf dem er sich am ersten Tag der Ausbildung niedergelassen habe.

Und was auch immer man unternahm, der Falke machte keine Anstalten, seine Flügel auszubreiten. So sehr der Falkner es auch mit Befehlen Bitten und Locken versuchte, der Vogel zeigte nicht das geringste Interesse am Fliegen. Der König war erstaunt und fragte, was denn wohl der Grund sei, doch auch der Falkner hatte keinerlei Erklärung für das Verhalten des Tieres. Er war durchaus ein erfahrener Falkner, doch nie hatte er sich so hilflos gefühlt, und so war er nicht vor dem König, sondern auch vor sich selbst zutiefst beschämt.

Der König verstand, dass der Falkner sein Bestes gegeben hatte, und rief nun Vogelkundler aus dem ganzen Lande herbei, damit sie den prächtigen, wertvollen Falken zum Fliegen brächten. Sogar Vogelpsychologen und Schamanen ließ er kommen. Doch ungeachtet aller Bemühungen – der Vogel wollte sich einfach nicht in die Lüfte erheben. Die Experten waren der Ansicht, dass der Vogel vermutlich infolge des plötzlichen Ortswechsels unter Schock stehe. Manche behaupteten auch, dass er vielleicht als Küken aus dem Nest gestoßen worden sein und ein tiefes Trauma erlitten haben könne. Doch trotz aller Therapiebemühungen und trotz aller Nährstofflösungen, die man dem Futter beigemischt hatte, rührte sich der Vogel nicht. Ein Philosoph erklärte, der Falke werde schon von alleine fliegen, wenn erst die rechte Zeit gekommen sei, und die Priester versuchten es mit religiösen Ritualen, Beschwörungsformeln und Gebeten, aber das Verhalten des Vogels veränderte sich nicht im Mindesten.

Der König, der vielen Diagnosen und Rezepte müde, sagte dem obersten Minister, dass die Lösung dieses Problems vielleicht doch eines ganz besonders weisen Mannes bedürfe. Nur jemand, der tiefstes Verständnis vom Wesen der Tiere und vom Wesen der Natur besitze, könne die Antwort erbringen. Und so machte sich der Minister auf, um im ganzen Land nach so einem Menschen zu suchen.

Ein paar Tage später sah der König zum Himmel und erschauerte. Hoch über dem Palast sah er den zweiten Falken schweben, die Flügel majestätisch ausgebreitet. Nichts erinnerte an den Vogel, der sich so ängstlich an den Ast geklammert und das Fliegen

so beharrlich verweigert hatte. Mit elegantem Flügelschlag und voller Genuss flog er dahin, stieg auf und ließ sich fallen. An Selbstgewissheit und Gewandtheit stand er dem ersten Falken in nichts nach.

Der König, der den Flug des Falken vom großen Garten seines Palastes aus beobachtete, wollte seinen Augen kaum trauen. Sogleich rief er nach dem Minister und befahl ihm, den weisen Mann herbeizubringen, der dieses Wunder ermöglicht hatte. Der Minister erschien und brachte zum großen Erstaunen des Königs einen ganz gewöhnlichen Bauern mit.

Der König fragte: »Wie hast du den Falken zum Fliegen gebracht?«

Und der Bauer erwiderte: »Das war ganz einfach.«

»Ganz einfach? Was soll das heißen?«, fragte der König. »Alle Experten und Tierpfleger haben es über lange Zeit vergeblich versucht. Wie bloß ist es dir gelungen?«

Da sagte der Bauer: »Nun, ich habe einfach den Ast abgesägt, auf dem der Falke saß.«

Was mag wohl der Ast sein, den ich selber umklammert halte? Den ich festhalte, sodass ich nicht hoch in den Himmel empor steigen kann? Wann werde ich den Ast absägen, der mich daran hindert, in eine neue Welt hinein zu fliegen?

Wenn ich nicht fliege, wird mich das Leben eines Tages zum Fliegen zwingen. Indem es den Ast abbricht, auf dem ich sitze. Will ich ihn selbst abschneiden oder will ich darauf warten, dass das jemand anderes tut?

Die Blume und der Kieselstein

Ein Sadhu, ein asketischer hinduistischer Wandermönch, saß am Ufer des Ganges und war in seine Meditation versunken. Vor der leuchtend rot aufgehenden Morgensonne zog ein Schwarm Vögel vorbei, am gegenüberliegenden Flussufer trieb der Ochsentreiber seine Büffelherde mit lautem Ruf über den Sandstrand. Am Ufer durchwühlten Affen, um so vielleicht ein Stück Obst zu ergattern, die Kleider der Menschen, die zum heiligen Bad an den Fluss gekommen waren. Der Sadhu, der nichts besaß außer einer verstaubten Gebetsperlenkette, war für die Affen uninteressant. An keinem Ort hätte es sich besser meditieren lassen als hier.

Nicht weit von der Stelle, wo der Sadhu saß, war jeden Morgen ein Dhobi Wallah, ein Wäscher, damit beschäftigt, Kleider zu waschen. Auch an diesem Tag hatte der Dhobi Wallah schon zu früher Stunde einen großen Stapel Kleider und Decken und andere in Auftrag gegebene Wäsche auf den Rücken seines Esels geladen, hierher an den Fluss gebracht und dann am Ufer abgeladen, um



nun mit der Arbeit zu beginnen. Jedes Mal, wenn er die grob eingeseifte Wäsche zusammengerollt auf einen flachen Stein am Ufer schlug, hallte das klatschende Geräusch durch die klare Luft. Dann wusch er die Kleider aus und hängte sie auf eine Schnur, die zwischen zwei provisorisch am Ufer aufgestellten Pfosten gespannt war.

Der Dobhi Wallah, der noch nicht einmal gefrühstückt hatte, hätte sich nun gerne ein wenig ausgeruht und eine Tasse Chai, einen schwarzen Tee mit Milch und Gewürzen, getrunken. Doch er sorgte sich um seinen Esel, der alleine am Flussufer graste. Wie er so überlegte, erblickte er den Sadhu, der dort an der Flussböschung saß, und rief zu ihm hinüber:

»Ich gehe kurz einen Tee trinken, pass doch bitte so lange auf meinen Esel auf.«

Ohne sich weiter um den Sadhu zu kümmern, stieg er die Böschung hinauf und verschwand in einer Gasse, um eine Teestube aufzusuchen.

Als der Dobhi Wallah nach einer Weile zurückkam, schaute er sich um. Doch alles, was er erblickte, war die inzwischen getrocknete Wäsche, die dort flatterte. Von seinem Esel war nichts zu sehen. Er trat auf den Sadhu zu und fragte laut:

»Wo ist mein Esel?«

Der Sadhu öffnete die Augen und fragte:

»Was ist los, dass du hier so herumschreist?«

Der Dhobi Wallah rief wütend:

»Was los ist? Ich habe dich gebeten, kurz auf meinen Esel aufzupassen und nun ist er weg! Wo ist mein Esel?«

Der Sadhu entgegnete, so als gehe ihn dies alles gar nichts an:
»Sehe ich so aus wie jemand, der auf deinen Esel aufpasst? Siehst du denn nicht, dass ich ein heiliger Sadhu bin, der nach dem Göttlichen strebt?«

Der Dobhi Wallah, erbost über den überheblichen Ton des Sadhu, war nicht bereit zurückzustecken.

»Du sitzt hier herum, hast nichts zu tun und verträdelst deine Zeit. Da habe ich dich halt gebeten, dass du auf meinen Esel aufpasst.«

Angesichts dieser Beleidigung stieg dem Sadhu der Zorn bis in die Spitzen seiner verfilzten, langen Haare.

»Was sagst du da? Ich habe nichts zu tun und verträdele meine Zeit?«

Nun kam es zwischen den beiden Männern zu einer handfesten Auseinandersetzung. Der Sadhu setzte an, um den Dobhi Wallah von hinten zu stoßen, doch dieser wich aus und schubste den Sadhu zu Boden. Nun flogen Flüche und Fäuste und Fußtritte in wildem Durcheinander hin und her.

Doch der Kampf verlief sehr einseitig. Der Dobhi Wallah, der durch seine Arbeit beträchtliche Muskelkraft entwickelt hatte, drückte den abgemagerten Sadhu, der nur sehr unregelmäßig Mahlzeiten zu sich nahm, zu Boden. Der Sadhu konnte sich nicht aus dem Griff des Dobhi Wallah befreien, zappelte hilflos herum und rief seinen Gott laut um Hilfe an. Doch so laut er auch rief, die göttliche Antwort blieb aus.

Im Nu kamen Leute herbeigeeilt, und auch die Affen, die von den Bäumen aus zusahen, ließen sich dieses Spektakel nicht ent-

gehen. Erst nachdem ein paar Männer dazwischengegangen waren, nahm der Kampf schließlich ein Ende. Der Dobhi Wallah machte sich auf, um nach seinem Esel zu suchen, und der Sadhu saß jämmerlich da, mit blutverschmiertem Gesicht, und betete zu seinem Gott. Da erschien der von ihm angerufene Gott vor seinen Augen.

Der Sadhu schluchzte:

»Oh, wie dankbar ich bin, dass du erschienen bist. Doch warum hast du mir nicht geholfen, als ich von diesem ordinären Wäscher verprügelt worden bin und dich um Hilfe angerufen habe? Ich habe dir lange Zeit gehuldigt, weshalb hast du mich vergessen und mich vor aller Augen diese Schmach erleiden lassen?«

Da sprach der Gott:

»Mein Sohn, als du nach mir gerufen hast, da bin ich sogleich erschienen. Doch als ich ankam, sah ich nichts außer zwei Männern im Streit, die sich am Boden wälzten und mit Fäusten aufeinander losgingen. Ich konnte nicht unterscheiden, wer von beiden der Gottesjünger und wer der Wäscher war. In Zorn und Rachgier unterschieden sich die beiden nicht im Geringsten. Da habe ich mir gedacht, es sei das Beste, die beiden Wäscher sich selbst zu überlassen, denn so würde sich das Problem schon von selbst lösen.«

Die Welt ist stets voller Menschen im Streit. Stein und Blume mögen von ihrem Wesen her verschieden sein, doch wenn sie einander anbrüllen, kann selbst ein Gott nicht mehr unterscheiden, wer Stein und wer Blume ist. Befangen in dem Irrglauben, ich sei die Blume und der andere der Stein, wähnen wir uns alle als Blume und werfen doch ständig mit Steinen aufeinander. Mit wem liege ich gerade im Streit?



© Lee Kwan Hyung

SHIVA RYU ist eine der erfolgreichsten Autoren Koreas. Seine Bücher standen 21-mal auf verschiedenen Bestsellerlisten.

1959 in Okcheon, Südkorea geboren, lebt er seit 1988 in verschiedenen Meditationszentren in den USA und Indien. Auf Deutsch ist bisher im Scorpio Verlag außer diesem Buch auch »Ein fliegender Vogel schaut nie zurück« sowie »Setze keinen Punkt an die Stelle, an die Gott ein Komma gesetzt hat« erschienen.